

»Er hat seinen eigenen Sohn nicht geschont« (Röm 8, 32)

Zeitgemäße Gedanken zum Weihnachtsgeheimnis

Von Friedrich Wulf SJ, München

Das Geheimnis von Bethlehem ist für unser religiöses Empfinden — auch jenseits alles bloß Gemüthaften — das innigste und vertrauteste der Geheimnisse des Heilsjahres der Kirche. Es wirft einen seligen Schein in das Dunkel unserer Pilgerschaft. Es schafft einen Raum von Friede und Geborgenheit. Es ruft das Herz auf zum Empfangen und zum Schenken. Der Engel, der die Frohe Botschaft bringt; die Hirten, die ein Lichtglanz umstrahlt; das Kind im Stall der Tiere, umsorgt von heiligen Menschen, sie alle erinnern uns immer wieder an das gleiche: Gott hat uns heimgesucht bei Nacht, er hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen, er ist uns Vater und Bruder geworden, er hat die Erde, die sündige und leidetränkte, mit seinem Atem gesegnet. Die Texte der Liturgie in der Heiligen Nacht und am Christtag strömen davon über: „Erschienen ist die Güte und Menschlichkeit unseres Erlösergottes“ (Tit 3, 4), „und wir haben seine Herrlichkeit gesehen“ (Joh 1, 14). „Freue dich, Himmel! Frohlocke, Erde, vor dem Angesichte des Herrn! Er ist gekommen“ (Offertorium der ersten Weihnachtsmesse). „Alle Enden der Erde schauen das Heil unseres Gottes. Jubelt dem Herrn alle Lande!“ (Graduale der dritten Weihnachtsmesse). Der Mensch empfängt das Heil inmitten *seiner* Welt. Gott will zum Vertrauten seines Alltags werden; darum ist er einer von uns geworden.

Eben dieses Geheimnis, das uns in der Gnade der Kindschaft zum bleibenden Besitz gegeben wurde, hat aber noch eine ganz andere Seite. Man muß es nur einmal von Gott, vom Vater her sehen. Er hat für die neue Geborgenheit, die er uns in Jesus gab, einen teuren Preis gezahlt. „Er hat seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben“ (Röm 8, 32). Das ist nicht nur im Hinblick auf den Kreuzestod gesagt, sondern gilt schon für die Stunde der Menschwerdung und Geburt. Um unseretwillen entläßt der Vater sein Kind aus der Geborgenheit in die Ungeborgenheit, aus dem Licht in die Finsternis, aus dem Reichtum in die Armut. Er entläßt es in ein Abenteuer, dessen Ausgang in tiefe Schatten gehüllt ist, in eine Welt, auf der der Fluch lastet und die von Unheilsmächten durchwaltet wird. Und er wird den Weg dieses Kindes nicht ebnen. Er wird ihm keine Engel zu Hilfe schicken, die sein Leben schützen. Die einzige Mitgift, die er ihm mitgibt, ist die wahre und volle Menschlichkeit. In ihr allein soll es der Macht der Sünde und des Todes entgegentreten, soll es den gottfeindlichen Gewalten, den Beherrschern dieser Welt, begegnen.

Was das bedeutet, wird zum ersten Mal in Bethlehem offenbar. Noch bevor das Kind geboren ist, ist es schon hineingezogen in die große Unruhe und Unsicherheit des Landes, das seine Heimat und der Schauplatz seines Wirkens sein soll. Seine Eltern können ihm keinen Schutz gewähren. Sie sind selbst schutzlos. Sie müssen fremden Mächten gehorchen. So wird Jesus unterwegs geboren, irgendwo, im Niemandsland. Und auch dort ist seines Bleibens nicht. Man muß mit ihm außer Landes flüchten, weil sein Leben bedroht ist. Schon hier wird kund, was er später als sein

Schicksal bekannt hat: „Der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann“ (Lk 9, 58). Die Unstete und Fremde ist sein Los. Das ist nicht zufällig so, sondern durchaus „Rechtens“. Denn er ist ein Mensch wie wir. Er hat unseren Todesleib „angezogen“ und unser Schicksal auf sich genommen. Die Welt ist aber keine bleibende Wohnstatt mehr. Der sündige, unerlöste Mensch ist heimatlos. So hatte es schon Kain hören müssen: „Unstet und heimatlos sollst du sein auf Erden“ (Gen 4, 12). Daraus erhellt aber, daß die Heimatlosigkeit des Kindes Jesu mehr als eine nur äußere ist. Sie ist jene Fremde, in der der sündige Mensch von Gott getrennt lebt. In seinem menschlichen Bewußtsein sollte Jesus etwas von der Abwesenheit Gottes in dieser Welt der Sünde und des Todes erfahren, bis zu jener äußersten Verlassenheit am Kreuz, die ihn zum Vater schreien ließ. Schon in den ersten Tagen seines Lebens kündet sich dieses Schicksal an. Wenn es sein menschliches Bewußtsein noch nicht erreichen konnte, seine Eltern haben es für ihn durchlitten.

Noch in einem anderen Zeichen macht Bethlehem deutlich, wie sehr Jesus schon bei seiner Geburt die Unerlösung der Welt erfahren hat: in der Armut. Es ist nicht die gewöhnliche Armut, wie sie später für Nazareth kennzeichnend sein wird. Es ist vielmehr die völlige Entblößtheit und Mittellosigkeit, die Armut von Bettlern, von Menschen, die kein Zuhause haben oder auf der Flucht sind. Von jeher hat darum die christliche Überlieferung in der Armut von Krippe und Stall die erste Todesweihe Jesu gesehen. Hinter ihr steht der Vater im Himmel, der seinen Sohn dahingab, wissend, welchem Schicksal er ihn überließ. Wer in solche Armut hineingeboren wird und sie auf sich nimmt, der gehört zu jenen, die im Leben nicht zählen, die das Dasein von Unbekannten führen und keine Rechte haben, die darin den Unfreien der Antike gleichen, denen die Welt der Polis, das Auftreten in der Öffentlichkeit verwehrt war. Nun ist zwar das Gotteskind nach dem Ausweis der Evangelien nicht unbekannt geblieben. Es hat Menschen, einfache und vornehme, angezogen und von weit hergelockt. Es hat Staunen und Bewunderung erweckt, Seligkeit und Erfüllung geschenkt. Es hat sogar einige Aufregung verursacht und in die Welt der Großen, der Politiker und Könige, hineingewirkt. Aber das alles waren keine gewöhnlichen Geschehnisse, sondern die Magnalia Dei, Taten, die der wunderbare Arm Gottes gewirkt hatte und die darum in ihrer wahren Bedeutung auch nur von den Gläubigen und im Glauben erkannt wurden. Auf dem Forum dieser Welt hat das göttliche Kind keine Geschichte gemacht. Seine königliche Geburt ist den Zeitgenossen verborgen geblieben. Kein außerbiblisches, zeitgenössisches Dokument berichtet von ihr. Wie geschichtslos sie blieb, zeigen die Hirten und die Magier, die plötzlich auf der Bühne der Heilsgeschichte auftreten und ebenso plötzlich wieder im Dunkel verschwinden. Sie haben keine feststellbare Spur in der Geschichte hinterlassen. — Aus all dem ergibt sich, daß die Armut der Krippe eine tieferliegende Heilsbedeutung hat. Sie zeigt stellvertretend die Ohnmacht des sündigen, unerlösten Menschen an. Zu diesem Menschen war einst gesagt worden: „Wenn du den Ackerboden bestellst, so gebe er dir fortan keine Ernte!“ (Gen 4, 12). Aus der Erde und ihren Gütern wächst ihm keine Kraft mehr zu. Der unerlöste Mensch weiß gar nicht, wie ohnmächtig er ist, wie wenig er den äußeren und inneren Verfall seines Lebens aufzuhalten vermag. Das Kind von Bethlehem bringt es ans Licht und leidet zugleich die Ohnmacht des Sünder aus.

Das mag nun eine sehr dunkle und ernste Weihnachtsbetrachtung scheinen, und doch ist es die tröstlichste und eigentliche. Denn eben in seiner Heimatlosigkeit und Armut ist das Kind Gottes, dieses Menschenkind aus dem Schoß der Jungfrau, uns nahe gekommen, hat es uns an sein Herz nehmen können. Es hat unser Land aufgesucht, in dem wir umhergetrieben werden und keine bleibende Stätte finden. Es ist in die Abgründe unserer verborgenen und offenen Ängste hinabgestiegen, und wer würde nicht in tausendfältiger Weise von Unsicherheit und Angst geschüttelt; die ganze Menschheit lebt heute in Angst. Es hat sich in der Wüste unserer Vergeblichkeiten, des Ausgeliefertseins an überpersönliche Mächte, die unser Leben bedrohen — an das Kollektiv, an den Zeitgeist, an zwangsläufige Entwicklungen — zu uns gesellt. Es hat unsere Ohnmacht an ihrer Wurzel gelitten und unsere Geschichtslosigkeit — die Geschichtslosigkeit einer Massengesellschaft von Unfreien in der der einzelne nicht mehr zählt — an seinem eigenen Leibe erfahren. Aber indem es das alles mit uns teilte, freiwillig und aus Liebe zu uns, hat es mitten in der Ungewißheit und Fremdheit dieser Welt, in welcher Einsamkeit, Verlassenheit und Angst zuhause sind, eine neue Geborgenheit begründet, deren Ort es selbst ist, sein menschliches Herz. Und mitten in der Erfahrung des eigenen Unvermögens, des Ausgeliefertseins an fremde Mächte, im Nichtbeachtetsein und Untergehen hat es eine neue Zuversicht geschenkt. Denn in ihm erweist sich die Schwachheit als Kraft. Mit ihm, dem Kind in der Krippe — einem Bild der Ohnmacht —, das keine Geschichte hatte, fängt die wirkliche Geschichte überhaupt erst an. Ihm gegenüber ist alles, was Menschen ins Werk setzen, wenn es nur aus Eigenem stammt, bedeutungslos. Seit seinem Da-sein in der Welt ist die Zeit wie zusammengedrückt (1 Kor 7, 29). Die eigentlichen und bleibenden Taten werden nur von ihm gewirkt. Glücklich, wer darum sagen kann: „Nicht mehr ich lebe, nein, Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20). Wir können unserem Schicksal, dem Schicksal des verlorenen und auf den Tod zueilenden Menschen, nur entrinnen, wenn wir an seinem Schicksal Anteil nehmen. Aber indem wir das tun, erschließt sich uns das Geheimnis der Heiligen Nacht, das zunächst von Ungeborgenheit und Ohnmacht kündet, als ein Geheimnis der wärmenden Nähe eines Menschen, der die Liebe selbst ist, und als ein Geheimnis der Fülle dessen, der sich dem leer gewordenen Herzen mitteilt und als Reichtum offenbart.

Wie wundersam und rätselhaft ist doch das Geheimnis dieses Kindes! Es wurde nicht geschont, sondern auf einen harten Weg gesandt. Es wurde dahingegeben, als kümmere sich niemand mehr um sein Geschick. Und dennoch weist es in allem, was es ist und zu wirken vermag, einzig und allein auf den hin, der es nicht schonte und der es dahingab, als den Ursprung der Liebe, die den Menschen erlösen und mit sich selbst beschenken wollte. Darum muß auch alle Betrachtung des Kindes letztlich zum Vater führen. Erst an der Krippe, wie unter dem Kreuz, lernen wir, die Einsamkeit und Ohnmacht unseres Lebens anzunehmen, in dem Wissen des Herzens, daß es nur die Liebe ist, die uns diesen Weg gehen läßt. Ja, gerade dann, wenn wir nicht geschont, sondern preisgegeben werden, dürfen wir die Gewißheit hegen, Kinder jenes Vaters zu sein, der auch sein einzigezeugtes Kind nicht geschont, sondern für uns alle dahingegeben hat.